

Putting *Schöpfung* in *Erschöpfung*. Zu diesem Band

*Denise Dumschat-Rehfeldt, Julia Ingold, Simone Ketterl, Jonas Meurer,
Magdalena Sperber und Anna Lena Westphal*

Literatur am Ende

Formen der Erschöpfung begegnen uns derzeit auf unterschiedlichsten Ebenen und in vielen Bereichen. Das drängendste und existenziellste Problem stellt wohl die Erschöpfung des Planeten dar. Die Möglichkeiten, das Klima noch zu retten, steuern ihrem Ende zu. Die Sicherung lebensnotwendiger Ressourcen, wie Wasser oder Getreide, ist zunehmend bedroht, aufgrund von Kriegen, aufgrund des Klimawandels und aufgrund ihrer grundsätzlichen Begrenztheit. Die heutigen Gesellschaften und Wirtschaftssysteme beruhen auf der Nutzung fossiler und atomarer Energien, deren Verwendung den Planeten kurz- und langfristig zerstört. Die hochtourige kapitalistische, neoliberale Leistungs- und Wettbewerbsgesellschaft mit ihrer »entgrenzten Arbeitswelt«¹ erschöpft die Menschen.² Die Gesellschaft altert, während es an Pflegekräften mangelt, weil diese unter katastrophalen Bedingungen arbeiten müssen. Die Covid-19-Pandemie hat ihr Übriges getan, um diese so-

1 Vgl. Neckel, Wagner: Einleitung: Leistung und Erschöpfung, insbes. S. 7–9, 14–18; Albers: Digitale Erschöpfung. In der Debatte über die Folgen der Implementierung von Unternehmens- und Wettbewerbslogik in Universitäten – vgl. dazu etwa Neckel, Wagner: Einleitung: Leistung und Erschöpfung, S. 15 – und aktuell vor allem über das Wissenschaftszeitvertragsgesetz wird ebenfalls die Auszehrung des wissenschaftlichen Nachwuchses thematisiert (vgl. u. a. Bahr et al. [Hg.]: #95ysWissZeitVG und Bahr et al: #IchBinHanna, außerdem – neben #IchBinHanna – die Twitter-Kampagne #IchBinReyhan).

2 Vgl. Fuchs et al. (Hg.): Das überforderte Subjekt.

zialen Erschöpfungsdynamiken zu beschleunigen. Strategien gegen Burnout und Stress sind in aller Munde.

Allenthalben hören wir vom Ende und von der Erschöpfung der Dinge – auch in der Literatur und in der Literaturwissenschaft, die für uns alles andere als einen Elfenbeinturm darstellt. Auch hier sieht man sich mit dem Ende konfrontiert und verhält sich unweigerlich dazu. Dabei reagieren Literatur und Literaturwissenschaft nicht nur auf allgemeine Endstadien und Erschöpfungszustände (hierfür steht ein traditionelles Repertoire von Motiven wie *vanitas* und *memento mori* – zumal Erschöpfung immer auch Endlichkeit anzeigt³ – über Konzepte wie Melancholie, *décadence* und *ennui* bis hin zu zyklischen (Kultur-)Modellen von Untergang und Neubeginn zur Verfügung), sondern sind selbst ganz konkret betroffen: Es beginnt damit, dass Papier knapp ist und teuer wird, und es endet damit, dass es inzwischen zahlreiche Autor*innen und Literaturwissenschaftler*innen müde sind, den immer selben weiß und männlich dominierten Stil und Kanon zu reproduzieren oder nötige wie anstrengende Versuche der Kanonrevision zu unternehmen. Der Forschungsgegenstand der Literaturwissenschaft ist erschöpft – nicht nur im Sinne einer Überforschung, sondern auch im Sinne eines repetitiven Selbstbezugs, der sich im Zitat verliert. Literatur, die ästhetisch legitimiert sein will, scheint sich durch ihre immer koketter werdenden selbstreflexiven Volten nur noch der Literaturwissenschaft anzubiedern. Hier könnte ein schöpferisches Moment in der Erschöpfung ansetzen: neue ästhetische Qualitäten entdecken in (noch) nicht kanonisierten Texten, soziologisch oder kommerziell legitimierte Gegenstände ästhetisch erkunden. Das geschieht teilweise bereits, wenn zum Beispiel endlich Dramatikerinnen des 18. oder Rapper des 21. Jahrhunderts in den Fokus rücken. Spätestens in der pandemischen Zeit mit der Wanderung des Soziallebens ins Virtuelle tut sich außerdem die Frage auf, ob gedruckte Texte überhaupt noch die Aufmerksamkeit verdienen, die sie (noch) in der Forschung bekommen. Ist nicht das Papier nicht nur im materiellen, sondern auch im idealen Sinne längst erschöpft, weil die Musik der Gegenwartsliteratur längst auf Twitter, Wattpad und Co. spielt? Und was ist damit, dass plötzlich durch Digitalisie-

3 Vgl. Felten et al.: Editorial/Einleitung, S. 5.

rung alter Bestände sehr viele physisch angegriffene Texte mit einem Klick einem Massenpublikum, so es sich dafür nur begeisterte, zugänglich wären?

Von diesen Ausgangsbeobachtungen, -thesen und -fragen entwickelte sich die Tagung her, die vom 16. bis zum 18. November 2022 an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg stattfand.

Schöpfung aus Erschöpfung

»Putting *x* in *xyz*« ist eine feststehende Formel in den sozialen Netzwerken. Sie ist eine der ästhetischen Innovationen des sogenannten Web 2.0. Die ›Schablone‹ kann mit Wörtern gefüllt werden, um witzige, aphoristische Gedankenverbindungen zu erzeugen. So wie anno dazumal, könnte man sagen, galt, dass sich in Reimen eine geheime Wesensverwandtschaft aufeinander reimender Wörter, also eigentlich der bezeichneten Phänomene ausdrückt, so verhält sich das auch, wenn sich ein Wort in einem anderen findet. Es ist ein genuin sprachspielerisches Verfahren, in dem eigentlich der alte sprachmagische Glaube auftaucht, eine Sache und ihr Wort hätten eine kausale und wirkmächtige Beziehung. Beispiele aus dem Internet sind Wendungen wie »Putting lol in Philologie«, wo die Abkürzung lol für ›laugh out loud‹, die inzwischen als Kommentar verwendet wird, um etwas zu belächeln oder mit einem seichten Lächeln zu bedenken, im altehrwürdigen Begriff der Philologie aufgefunden wird – die Disziplin ist nur noch ein müdes Grinsen wert. Ein anderes Beispiel wäre »Putting Rap in Autobiographie«, was das Authentizitätsparadigma, das im Hip Hop seit Anbeginn dominiert, auf eine kurze Formel bringt. Ein letztes Beispiel, um wieder zur Erschöpfung und ihren Symptomen zurückzukehren, wäre »Putting Pro in Procrastination«, was sowohl als Verunglimpfung von inszenierter Professionalität als auch als positive Affirmation des professionellen Prokrastinierens verstanden werden kann.

Unsere Frage für die Tagung war: Lässt sich Schöpfung in Erschöpfung finden? Ist auch diese Verbindung mehr als ein Wortspiel? Ist die Idee einer Schöpfung aus der Erschöpfung mehr als eine weitere Variante des neoliberalen Selbstoptimierungszwanges, der sowohl im Privatleben als eben auch

im Schreiben das produktive Ausschachten noch des letzten und verzweifeltsten Lebensfunken verlangt? Hoffnungsschimmer sehen wir in klassischen Figuren der Verweigerung wie Oblomow und seit neuestem beispielsweise in der Erzählerin in Ottessa Moshfeghs Roman *Mein Jahr der Ruhe und Entspannung* (*My Year of Rest and Relaxation*, 2018), der unbedingt in die Reihe der Prokrastinationsromane gehört. Oblomow wie auch Moshfeghs Erzählerin fehlt eine Sache, die sich gut in der neuen Sprache des Web 2.0 ausdrücken lässt, nämlich ›FOMO‹ – *fear of missing out*. Sie haben nicht die Angst etwas zu verpassen, die heute einen Großteil der Menschen regelrecht an die Bildschirme ihrer Endgeräte fesselt. Oblomow, der Protagonist aus Iwan Gontscharows gleichnamigem Roman von 1859, äußert:

»Alles, das ewige Wettlaufen, das Spiel der häßlichen Leidenschaften, besonders dieser hier, das Einanderimwegestehen, der Klatsch und das Verleumden, die Nasenstüßer, die man sich gegenseitig austeilt, dieses Mustern vom Kopf bis zu den Füßen; wenn man zuhört, worüber gesprochen wird, schwindelt es einem und man wird ganz wirr. Man glaubt so gescheite Menschen mit einer solchen Würde im Gesicht zu sehen, man hört aber nur das eine: ›Diesem hat man das gegeben, jener hat die Pacht bekommen.‹ – ›Aber ich bitte, wofür denn?‹ schreit jemand. ›Dieser hat gestern im Klub alles verspielt; jener bekommt dreihunderttausend!‹ Nichts als Langeweile, Langeweile und Langeweile! ... Wo bleibt denn da der Mensch! Wo ist seine Ganzheit? Wohin ist er verschwunden, auf welche Nichtigkeit hat er seine Seele verbraucht?«

»Irgend etwas muß doch die Welt und die Gesellschaft beschäftigen«, sagte Stolz, »ein jeder hat seine eigenen Interessen. Das ist das Leben ...«

»Die Welt, die Gesellschaft! Du schickst mich wohl absichtlich in diese Welt und diese Gesellschaft, Andrej, um mir alle Lust hinzukommen zu nehmen. Das Leben, dieses Leben ist schön! Was hat man dort zu suchen? Nahrung für Geist und Herz? Schau einmal hin, wo der Mittelpunkt ist, um den das alles sich dreht; es gibt keinen, es gibt nichts Tiefes, das einen packen könnte. Das alles sind tote, schlafende Menschen; diese Mitglieder der Welt und Gesellschaft sind noch schlimmer als ich! Was leitet sie durchs Leben? Sie bleiben nicht liegen und rennen den ganzen Tag

wie Fliegen hin und her, und was kommt dabei heraus? Man tritt in den Salon und bewundert, wie symmetrisch die Gäste verteilt sind, wie ruhig und tiefsinnig sie – bei den Karten sitzen. Man muß sagen, das ist eine würdige Lebensaufgabe! Ein ausgezeichnetes Vorbild für einen Geist, der nach Arbeit sucht! Sind denn das nicht Tote? Verschlafen sie denn nicht im Sitzen das ganze Leben? Warum bin ich, der ich den ganzen Tag zu Hause liege und den Kopf nicht mit Buben und Dreien vollpfropfe, mehr zu verurteilen?«⁴

Otessa Moshfegh, die als US-Amerikanerin mit kroatischen und iranischen Eltern für das sich langsam anbahnende Ende des männlich, westlich dominierten Kanons steht, lässt ihre Erzählerin ähnlich wie Oblomow ›ticken‹:

»Ich glaube einfach nicht, dass das gesund ist, den ganzen Tag lang zu schlafen.« Sie steckte sich mehrere Kaugummis auf einmal in den Mund. »Vielleicht brauchst du ja nur jemanden, bei dem du dich mal ausweinen kannst. Danach fühlt man sich gleich viel besser, da kann keine Tablette mithalten.« Wenn Reva gute Ratschläge gab, klang es, als lese sie Zeilen aus einem schlechten Fernseh Drehbuch vor. »Ein schöner Spaziergang einmal um den Block könnte bei dir Wunder wirken«, sagte sie. »Hast du denn gar keinen Hunger?« »Ich habe keine Lust, was zu essen«, erwiderte ich. »Und ich will auch nirgendwo hingehen.« »Manchmal muss man sich einfach überwinden.« [...] Ich gähnte. Sie ging mir auf die Nerven. »Wenn du immer nur schläfst, geht's dir hinterher auch nicht besser«, sagte sie. »Beim Schlafen veränderst du gar nichts. Du drückst dich nur vor deinen Problemen.« »Was für Problemen?« »Was weiß ich. Du glaubst doch immer, dass du jede Menge Probleme hast. Ich kapier's einfach nicht. Du bist echt schlau«, sagte Reva. »Du kannst alles schaffen, was du dir vornimmst.« Sie stand auf und durchwühlte die Handtasche nach ihrem Lipgloss. Ich merkte, wie sie zu der schwitzenden Flasche Perlorosé hinüberschielte. »Komm doch mit, bitte-bitte. Meine Freundin Jackie aus dem Pilates feiert Geburtstag in einer Schwulenkneipe im Village. Eigent-

4 Gontscharow: Oblomow, S. 628f.

lich wollte ich nicht hin, aber wenn du mitkommst, wird es bestimmt total witzig. Es ist doch erst halb acht. Außerdem ist Freitag. Komm, wir trinken den Sekt, und dann gehen wir aus. Die Nacht ist noch jung!« »Ich bin müde, Reva.« Ich knibbelte die Schutzhülle vom Schraubverschluss einer Flasche Wick MediNait. »Ach, komm schon!« »Geh doch ohne mich. [...] Sei clever, zieh los und erzähl mir dann, wie super es war. Ich bleib hier und halte Winterschlaf.«⁵

Die Literatur, die von diesen prokrastinierenden Figuren erzählt, ist eine der Weigerung: Sie verweigert eine Geschichte, jagt keiner Story hinterher, löst sich vom Zwang zum Spannungsbogen; sie hat eben keine Angst etwas zu verpassen. Moshfegh schreibt einen Roman über jemanden, der ein Jahr lang schlafen möchte (was allerdings wiederum zu einem Kunstprojekt wird), und Oblomow ist nach dem ersten Drittel des Buches immer noch nicht aus seinem Bett aufgestanden. Diese Weigerung ist vielleicht der Ausweg: Wer keine Angst hat, etwas zu verpassen, ist dem Zugriff kapitalistischer Verwertungslogik entronnen. Nichts fesselt sie oder ihn an den Bildschirm, nichts zwingt sie oder ihn ›Karrierechancen‹, dem neuesten literarischen Trend oder dem letzten literaturtheoretischen *turn* hinterherzulaufen. Es eröffnet sich ein schöpferischer Raum: ›JOMO‹ – *joy of missing out*. Darüber und über viele andere schöpferische Aspekte der Erschöpfung haben wir gesprochen und diskutiert.

Abseits von medizinischen und psychologischen Arbeiten sind in jüngerer Zeit verschiedene Monographien und Sammelbände zu Erschöpfungserscheinungen unter anderem von Forscher*innen aus der Soziologie, Politikwissenschaft, Geschichte oder auch Philosophie erschienen.⁶ An der Erforschung des »Erschöpfungsdiskurs[es] der Gegenwart« und der Ausmes-

⁵ Moshfegh: Mein Jahr der Ruhe und Entspannung, S. 66–69.

⁶ Z. B. Lutz: Soziale Erschöpfung; Neckel, Wagner (Hg.): Leistung und Erschöpfung; Ehrenberg: Das erschöpfte Selbst – dazu Summer: Macht die Gesellschaft depressiv?; Han: Müdigkeitsgesellschaft; Fuchs et al. (Hg.): Das überforderte Subjekt; Göpel, von Redecker: Schöpfen und Erschöpfen; Fellmann: Zur Verteidigung der Traurigkeit (dieser Essay berührt auch das Thema Erschöpfung und bezieht Erfahrungen aus der Pflege ein; die Autorin arbeitet als Krankenschwester).

sung der »soziokulturelle[n] Tragweite und Brisanz des Phänomens«⁷ partizipieren auch die Kulturwissenschaften. Dezidiert literaturwissenschaftliche Studien liegen insbesondere für die Zeit um 1900 vor,⁸ hinzu kommen Arbeiten, die einen literatur- und kulturhistorischen Bogen bis in die Gegenwart spannen oder sich auf Texte einzelner Autor*innen (etwa Anna Seghers, Max Frisch, Peter Kurzeck, Marion Poschmann) fokussieren.⁹ Die Beiträge dieses Bandes erweitern diesen Forschungsbestand um zusätzliche Untersuchungsgegenstände und setzen dabei verschiedene theoretisch-methodische Zugänge mit gesellschaftlichen und literarisch inszenierten Erschöpfungsercheinungen in Verbindung.

Beitragsüberblick

7 Osthues, Gerstner: Zur Einführung, S. 2.

8 Z. B. Brittnacher: Erschöpfung und Gewalt; Martynkewicz: Das Zeitalter der Erschöpfung.

9 Vgl. etwa Gerstner, Osthues (Hg.): Erschöpfungsgeschichten; figurationen. Jg. 16 (2015), H. 1.